

Die Techies und die Fuzzies

Selbst an US-Elite-Universitäten werden die Geisteswissenschaften infrage gestellt – ein Frontbericht aus dem Silicon Valley

Vorige Woche wurde ich in einer Bar in San Francisco gefragt, wo ich denn arbeite. Stanford, sagte ich, Dozent für *German Studies*. Den Blick, der dann kam, kannte ich. Die Geisteswissenschaften irritieren die junge Elite der jungen digitalen Branche, sie wirken antiquiert und unnützlich. Sie gehören irgendwie nicht hierher nach Kalifornien. Wie Schnee oder Republikaner.

Seit Jahren wird in den USA eine Krise der *Humanities*, der Geisteswissenschaften, diagnostiziert. Sie wird unterschiedlich beschrieben und begründet, und sie stellt sich je nach Institution wohl auch anders dar. Was anderswo von Finanzfragen oder dem Wegfallen von Lehrstühlen verdeckt wird, entpuppt sich im reichen und renommierten Stanford als Infragestellung der Legitimität der Geisteswissenschaften überhaupt. Denn Stanford ist mit weltweit einzigartigen Nachbarn konfrontiert: den Start-ups von Silicon Valley.

Der Sirenenruf der Dotcoms erreicht vornehmlich die *Undergraduates*, die Studenten vor dem ersten Abschluss. Die Doktoranden hingegen arbeiten weiter wie bisher, die Forschungsmittel fließen weitaus üppiger als in Deutschland, die Bücher erscheinen und werden im Glücksfall auch gelesen. Die Bachelorstudenten aber bleiben weg, oder sie wählen die Geisteswissenschaften nicht mehr als Hauptfach. Und diejenigen, die es tun, sind dem Spott der Kommilitonen ausgesetzt: „Fuzzies“ (etwa: „Flauschige“) werden all die genannt, die keine „Techies“ sind.

Diese Begriffe kennen die Studenten, bevor sie in der ersten Vorlesung sitzen. Früher machten die Studenten den Bachelor in Anglistik, wussten nach dem Abschluss

ein paar Jahre lang nicht weiter und ergriffen dann meist irgendeinen anderen Beruf. Heute machen sie den Bachelor in Ingenieurwissenschaft und werden Ingenieure. Und sie machen häufig nur einen Bachelor, was dazu führt, dass die Haltung, mit der man sich über länger studierende Fuzzies mokiert, schnell auf die Einstellungspolitik der Unternehmen Einfluss nimmt.

Jahrzehntlang hat an Universitäten wie Stanford ein erstaunlicher Konsens die Geisteswissenschaften getragen: Eltern, die sich nicht in die Fächerwahl einmischen; Mäzene, die Forschungsschwerpunkte unterstützen, obgleich sie sie nicht verstanden; Studenten, die sich auf Studiengänge einließen, ohne dass man ihnen Konkretes über ihre Zukunft hätte sagen können. Dieser Konsens bröckelt.

Die Studenten lernen Rezensionen bei Amazon oder Fotos auf Instagram nur noch als vom User umsonst bereitgestellten Content kennen. Fotografen, Journalisten oder Autoren werden wollen nur wenige von ihnen. Derjenige, der dagegen die „Plattform“ liefert, verdient ein Vermögen. Die Geisteswissenschaften als Nachlassverwalter des Content leiden auch darunter – denn wie vermittelt man ihren Wert, wenn Content nichts mehr kostet?

Die Elternschaft dringt auf berufsvorbereitende Lehre, auch unter dem Eindruck der jüngsten Krise. Früher war Stanford eine Universität im Silicon Valley. Studenten und Eltern drohen nun, sie zur Hofuniversität des Silicon Valley zu machen. Vor wenigen Wochen gab der Präsident von Stanford, John L. Hennessy, dieser Dynamik eine Hauptschuld an der Krise der Geisteswissenschaften. Doch im selben Interview

propagiert er als Lösung „eine weitaus dynamischere, unternehmerische Kultur“ auf dem Campus.

Das ist typisch für die Legitimationskrise der Geisteswissenschaften. Denn in Wahrheit ist das Modell Silicon Valley natürlich nur bedingt mit dem der Universitäten kompatibel. Umso schlimmer für die Universität, befindet die Dotcom-Branche. Unlängst verließen einige Studenten die Uni, um ein neues Start-up zu gründen – mit Startkapital von Präsident Hennessy. Der musste sich daraufhin fragen lassen, ob es denn die Aufgabe eines Universitätspräsidenten sei, begabte Studenten zum Verlassen der Uni zu animieren. Vielerorts entlang der San Francisco Bay wird diese Frage mit „Ja“ beantwortet.

Das war einmal anders: Die amerikanischen Geisteswissenschaften wurden lange von Menschen getragen, die mit ihren Inhalten wenig anfangen konnten, sie aber dennoch für wichtig hielten. Das galt für den Stifter Leland Stanford ebenso wie für die großen Mäzene im Osten des Landes. Die Geeks aus dem Silicon Valley sehen sich aber nicht mehr in der Tradition solchen Mäzenatentums. Sie sind Missionare, die der Welt zeigen, wie man wirtschaften und auch lernen kann. Peter Thiel, der einst in Stanford Philosophie studierte und mit dem Bezahlssystem PayPal Multimilliardär wurde, hat Stipendien fürs Nichtstudieren ins Leben gerufen. Kollegen haben Stanford verlassen, um Online-Kurssysteme jenseits der „Brick-and-Mortar“-Universität zu schaffen. Für sie alle ist die Universität Problem, nicht Lösung.

Auch nach dem Abschluss haben es die Fuzzies nicht leichter. Die Bay Area verwan-

delt sich in eine Art Company Town. So wie in den Appalachen Kohle König ist, so wie die Autokonzerne das Leben in Detroit bestimmten, so kolonisiert das Silicon Valley das Umfeld in Kalifornien. Da in dieser Industrie aber Wissen und Information Hauptprodukte sind, droht die Entstehung einer intellektuellen Monokultur.

Einst waren es die Absolventen der *Humanities*, die Mut und Nonkonformismus für sich beanspruchten. Da ihr Abschluss sie nicht direkt auf eine bestimmte Laufbahn vorbereitet, verbringen sie die ersten Jahre nach dem College in einer Art Limbus, leben von der Hand in den Mund und sammeln Lebenserfahrung. Das hatte früher zumindest einen existenziellen Sinn. Man hatte zwar Hunger, und der Job

Die IT-Branche schluckt den Nonkonformismus – Autor oder Künstler will keiner mehr werden

war würdelos, aber man durfte sich des kühneren Lebensentwurfs rühmen. Es waren Geisteswissenschaftler mit ihren B.A.s in Komparatistik und Religionswissenschaften, die ungeduscht in Cafés abhingen und in wilden WGs im Mission District wohnten, während Downtown die Kommilitonen in ihren Büros antraten.

Aber gerade in San Francisco vereinbart die Technologiebranche den Nonkonformismus. Die Counterculture hat im Silicon Valley die Vorstände erreicht. Wenn man nur nach Kleidung, Haartracht und Lifestyle urteilt, sieht es ganz so aus, als säßen die wahren Erben der Beats und der Hippies bei Pixar und bei Apple. In den

Cafés entlang der Valencia Street in San Francisco sitzen App-Schöpfer in Birkenstocklatschen und T-Shirts. In Altbauten, die einst Freigeister und mexikanische Einwanderer unter sich aufteilten, wohnen jetzt Techie-WGs. Für den Mitteleuropäer sieht das nach Prekariat aus – weit gefehlt. Die Birkenstockträger verdienen in der Regel mehr als hunderttausend Dollar im Jahr. Für die Wohnung werden schon mal dreitausend Dollar im Monat fällig.

Gerade der schwere Stand der Absolventen der Geisteswissenschaften macht sie zu Erben einer Gegenkultur, in der Opposition noch etwas kostet. Die Fuzzies klopfen einen Lebensstil, der unkonventionell tut, aber oft äußerst angepasst ist, auf Scheinheiligkeit ab. Wer weiß, vielleicht können diese Studenten ein Korrektiv darstellen für eine Industrie, die bald das ganze Denken dominiert? Die CEOs sehen superlocker aus, Googles Campus ist voll von Fahrrädern, San Franciscos Reiche sortieren ihren Müll und fahren Hybridautos und zahlen bereitwilliger Steuern. Aber häufig bleibt es bei Gesten, Äußerlichkeiten, inhaltsleerem Moraltheater. Die Macht des Silicon Valley ist immens, aber in Sachen Weltverbesserung bleibt es hinter dem eigenen Anspruch zurück. Da wird es in Zukunft vielleicht doch immer wieder ein paar nachdenkliche, belebte Fuzzies brauchen.

ADRIAN DAUB

Der Autor lehrt „German Studies“ an der Stanford-Universität. Sein jüngstes Buch „Uncivil Unions: The Metaphysics of Marriage in German Idealism and Romanticism“ ist 2012 bei Chicago University Press erschienen.